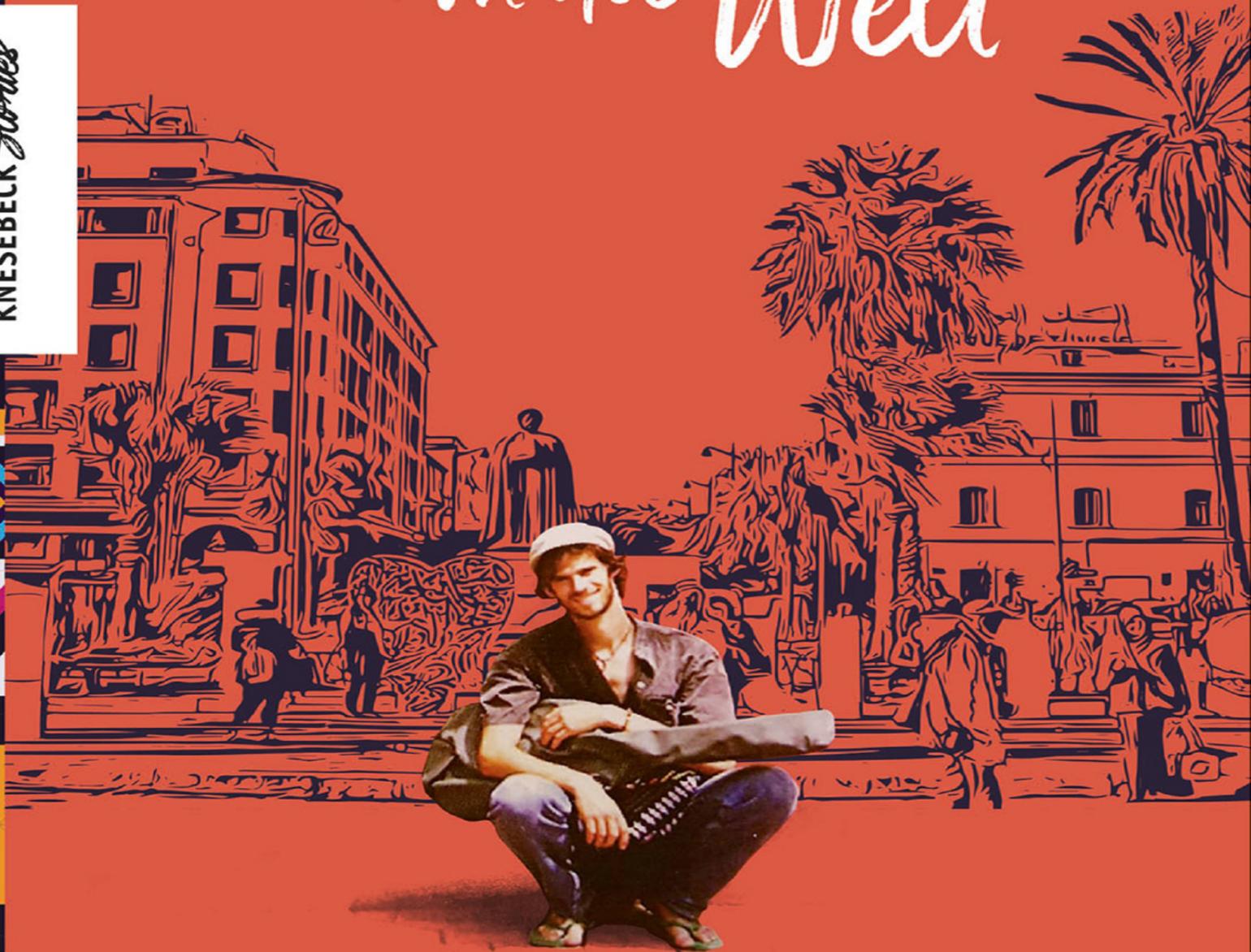


Max Trommsdorff

UNPLUGGED

Mit Gitarre
um die Welt

KNESEBECK Stories



Max Trommsdorff

UNPLUGGED

Mit Gitarre um die Welt

KNESEBECK *Stories*



Inhalt

ÖSTERREICH

ITALIEN

GRIECHENLAND

TÜRKEI

SYRIEN

LIBANON

JORDANIEN

ISRAEL (UND ZURÜCK)

IRAN

AFGHANISTAN (UND IRAN)

VEREINIGTE ARABISCHE EMIRATE

BANGLADESCH

INDIEN

NEPAL

CHINA

LAOS

THAILAND, MALAYSIA UND SINGAPUR

INDONESIEN

AUSTRALIEN

NEUSEELAND

FRANZÖSISCH-POLYNESIEN

VEREINIGTE STAATEN VON AMERIKA

MEXIKO

**GUATEMALA, EL SALVADOR, HONDURAS, NICARAGUA,
COSTA RICA UND ZURÜCK IN DIE USA**

ENGLAND

FRANKREICH, BELGIEN UND WIEDER FRANKREICH

SPANIEN

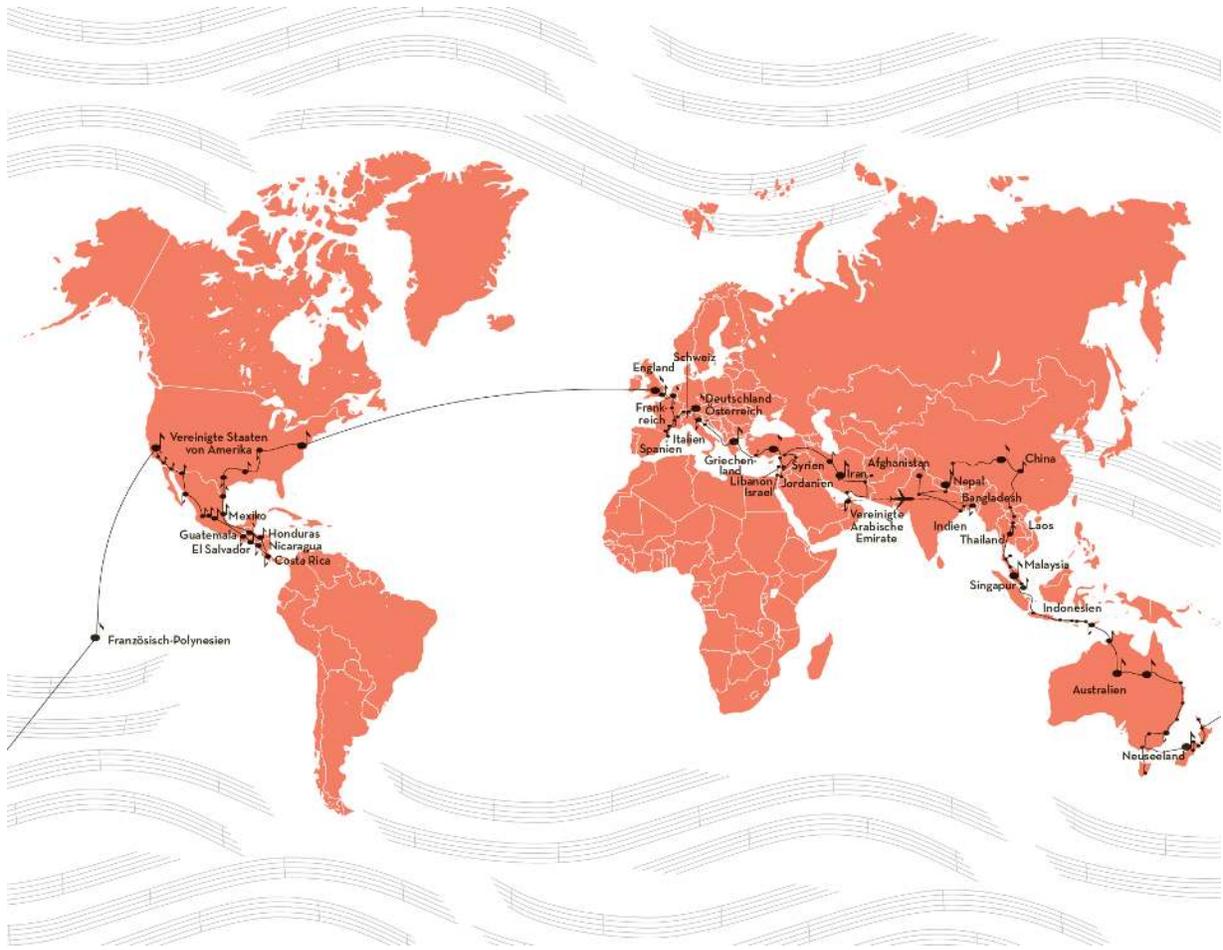
FRANKREICH

SCHWEIZ

DEUTSCHLAND

NACHWORT





Österreich



»Geh doch erst morgen, Max!«, meinte meine Mutter, als ich den Rucksack endlich gepackt und sein ganzes Gewicht das erste Mal auf den Schultern hatte.

»Auf den einen Tag hin oder her kommt's doch wirklich net an.«

Draußen dämmerte es bereits, und an Tagen wie diesen hat man das Gefühl, es dämmere überhaupt nur. Die Berge um Mittenwald hüllen sich in schwere weiße Schneewolken, und wo die Sonne am Himmel steht, lässt sich nicht erahnen.

»Ich hab's eh schon einen Monat nach hinten geschoben. Eigentlich wollte ich schon lang weg sein.« Ich zog Schultergurte und Hüftgurt enger und stellte mich auf

die Waage. 91 Kilo, ohne Schuhe. Ich rechnete. Ich 67, grob zwei die Klamotten, macht für den Rucksack ... 22 Kilo. Mehr als befürchtet.

Tatsächlich hatte ich den Aufbruch ursprünglich für den 1. Januar geplant. Hätte ja gut gepasst, Neujahr und Neubeginn. Doch der Übergabetermin war den neuen Ladenbesitzern zu früh gewesen, deswegen hatten wir uns auf den 1. Februar geeinigt. Und den hatte ich mir nun in den Kopf gesetzt.

Eine kleine Abschiedsrunde ließ ich mir trotzdem nicht nehmen. Kurz zum Laden, der seit diesem Morgen nicht mehr der meinige war – Geschmaxsachen sollte er trotzdem weiterhin heißen –, und dann weiter zur Zenzi und zum Weiser Edi, die direkt nebenan wohnten.

Wenig später stapfte ich im Riedboden durch den tiefen Neuschnee. Ununterbrochen schneite es dicke Flocken, so wie schon die ganzen letzten Tage. Bis auf das Knarzen meiner Schritte herrschte Stille. Ein letztes Mal drehte ich mich um. Zu gern hätte ich mich von der vertrauten Silhouette des Karwendels verabschiedet, doch daraus wurde nichts. Ich stand vor einer weißen Wand. Wann ich Mittenwald das nächste Mal wiedersehen würde? Und meine Familie? Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass ich alle Freiheit der Welt hatte, Zeit und meinen Reisepass

Das Ziel für heute: Seefeld, sechzehn Kilometer südlich von Mittenwald. Dort wohnte Anna mit ihrer Familie. Sie hatte mir angeboten, die erste Nacht bei ihr zu verbringen. Zwar hatte ich eigentlich geplant, nichts zu planen, ganz geklappt hat das offenbar nicht. Zumindest nicht für die ersten zwei Tage. Denn auf dem Weg Richtung Süden lag nicht nur Annas Zuhause, sondern auch das meines Bruders Lugi in Innsbruck, und über beides war ich

angesichts des Wetters auch heilfroh. Ansonsten stand bloß fest, dass es in den warmen Süden ging.

In Scharnitz, dem ersten Ort hinter der österreichischen Grenze, lag noch mehr Schnee. Hier kannte ich mich nicht mehr gut aus, und weil der Weg im schwächer werdenden Tageslicht immer schwerer zu erkennen war, wanderte ich auf der Langlaufloipe weiter. Ich konnte zwar auch hier nicht viel mehr sehen, doch ich erspürte die harten Langlaufspuren und konnte mich daran orientieren. Nur wenn ich in einer überraschenden Kurve vom Weg abkam, steckte ich bis zur Brust im Tiefschnee. Mit meinem großen, schweren Rucksack da rauszukommen, war Hochleistungssport. Die Gamaschen von meinem Bruder Ferdl hatten sich jetzt schon als sinnvoll erwiesen.

Müde und nass erreichte ich endlich die Straße Richtung Leutasch. Es war inzwischen stockfinster, und weil ich Bedenken hatte, allzu spät bei Anna aufzukreuzen, versuchte ich mein Glück beim Trampen. Die Voraussetzungen waren günstig: Der Grenzübergang zwischen Mittenwald und Scharnitz war wegen akuter Lawinengefahr gesperrt, der ganze Verkehr rollte hier entlang. Schon hielt das erste Auto. Ein weißer Lieferwagen mit italienischem Kennzeichen. Der Fahrer, Alessandro, sah alles andere als vertrauenerweckend aus: schulterlange Haare, Dreitagebart, Zigarette im Mundwinkel, nervöser Blick, gebrochenes Englisch. Hätte ich mir die gut gemeinten Ratschläge einiger Mittenwalder, nicht gleich jedem zu vertrauen, zu Herzen genommen, hätte ich definitiv nicht einsteigen dürfen. Sei's drum, rein mit mir.

Alessandro stieg auf's Gaspedal. Nichts rührte sich. Die Räder drehten gnadenlos durch, so, als wäre ich mit meinem Rucksack genau das Gewicht gewesen, das gefehlt hatte, um die Reibung auf den schneeglatten Straßen zu

überwinden. Anstatt vorwärtszufahren, driftete der Wagen immer weiter Richtung Straßengraben ab. Ich stieg aus und versuchte anzuschieben. Hoffnungslos.

»Hast du Winterreifen drauf?«, rief ich auf Englisch nach vorne. Alessandro legte den Kopf schräg und lächelte zerquetscht.

»No, I'm sorry ... this morning, there was no snow in Bologna!«

Alessandro fuhr bei diesen arktischen Verhältnissen tatsächlich mit Sommerreifen! Aber immerhin fanden wir Schneeketten im Auto, doch weder er noch ich hatte je welche montiert. Eine Beschreibung gab es auch nicht, einzig ein Foto auf der Verpackung.

Wir fuhren los. Die Ketten machten furchtbar Krach, doch Alessandro beruhigte mich und meinte, das sei schon normal. Nach ungefähr einem halben Kilometer wurde es noch mal deutlich lauter. Jetzt gab auch Alessandro zu, dass vielleicht nicht *alles* in Ordnung sei, und wollte bei der nächsten Gelegenheit nachsehen. Doch so weit kamen wir nicht. Mit einem Schlag war es leise. Wir hatten eine der Schneeketten verloren, und die Bastelei ging von vorne los. Diesmal unter erschwerten Bedingungen, denn einige Kettenglieder waren stark verbogen.

Alessandro musste Richtung Füssen und in der Nähe von Immenstadt ein Werk von Bosch beliefern. Sein Auslieferungstermin stand inzwischen so unmittelbar bevor, dass er eigentlich schon nicht mehr einzuhalten war. Er wurde immer hektischer. Nervös rauchte er eine Zigarette nach der anderen und fluchte unentwegt. Ich war froh, nicht alles zu verstehen. Ohne Jacke und Handschuhe versuchte er, die tiefgefrorenen Metallteile aneinander zu befestigen. Sein Körper zitterte, wohl nicht nur wegen der Eiskälte, auch aus Verzweiflung.

Ich half, so gut es ging. In der einen Hand meine Taschenlampe, von der ich nicht gedacht hatte, sie so bald und dringend zu brauchen, mit der anderen assistierte ich. Um Alessandro vor dem vollständigen Nervenzusammenbruch zu bewahren, schlug ich vor, noch ein Auto anzuhalten. Ihm war jede Hilfe recht. Schon der erste Autofahrer fuhr rechts ran und half - ein Mittenwalder um die sechzig. Er sprach kaum Englisch, also dolmetschte ich. Als er von den Sommerreifen erfuhr, wäre er am liebsten in sein Auto gestiegen und weitergefahren.

Mit seiner Hilfe schafften wir es aber, die noch unversehrte Schneekette richtig anzulegen, die andere konnte er jedoch nicht mehr retten. Mit nur einer Schneekette kam Weiterfahren allerdings nicht in Frage, und weil wir sonst keinen Ausweg wussten, hielten wir ein weiteres Auto an. Ein Volltreffer: vier junge Bundeswehrsoldaten, zwei davon Kfz-Mechaniker. Sie schafften es, die Schneekette wieder so hinzubiegen, dass sie ihrer Meinung nach die restliche Fahrt halten müsste. Vorsichtshalber fuhren sie noch ein Stück hinter uns her und spannten die Kette nach ein paar hundert Metern noch einmal an. Erst als alles ohne Probleme lief, verabschiedeten wir uns mit einem Licht- und Hupkonzert. Jetzt sah ich Alessandro das erste Mal lächeln. Obwohl die Zeit mehr und mehr drängte, nahm er den Umweg über Seefeld in Kauf und setzte mich am Bahnhof ab. Die Uhr zeigte kurz vor elf, als ich mich von meiner ersten Reisebekanntschaft verabschiedete.

Seefeld

Anna und ihre Familie erwarteten mich ungeduldig. Sie wohnten in einem großen, alten Bauernhaus mit so niedrigen Türen, dass ich mich bücken musste, um hindurchschlüpfen zu können. Annas Eltern und ihre kleine Schwester waren noch wach, nur der jüngste Bruder schlief schon. Die Kinder mussten morgen alle in die Schule, nur wegen meiner späten Ankunft durften sie noch ein wenig wach bleiben. Ich hing meine nassen Sachen zum Trocknen in den Heizungskeller, bekam zu essen und durfte in der Sauna mein Nachtlager aufschlagen.

Am nächsten Morgen wurde ich in aller Frühe geweckt. Anna bestand darauf, dass ich sie noch zur Schule begleitete, denn mittags, wenn sie zurückkam, würde ich schon lange unterwegs sein. Mir stand ein langer und anstrengender Weg bevor. Knapp 25 Kilometer waren es bis nach Innsbruck, und es hatte die ganze Nacht weiter geschneit. Annas Mutter packte mir eine Brotzeit ein, denn unterwegs würde es kaum Gelegenheit geben, etwas zu besorgen. Und Einkaufen ging ja sowieso nicht ohne Geld. Denn das war der Deal für die Reise: kein Geld. Nur eine Gitarre.

Obwohl mir die Schultern vom gestrigen Marsch noch schmerzten, wanderte ich quietschvergnügt durch die malerische Winterlandschaft. Zum ersten Mal zeigte sich jetzt sogar die Sonne am Himmel. Wie Mauern zogen sich die Schneemassen neben den geräumten Wegen nach oben. Ich kam gut voran, nur an die neugierigen Blicke musste ich mich gewöhnen: Die Leute sahen mich an wie einen Außerirdischen, was weniger an mir, sondern an dem 22-Kilo-Monstrum auf meinen Schultern lag. Vor allem wegen der Gitarre, deren Hals oben weit herausragte und den ich vorsichtshalber in eine hellgrüne Mülltüte eingepackt hatte, erinnerte das Ganze doch irgendwie an moderne Kunst.

Ich blinzelte in die Sonne. So ganz hatte ich immer noch nicht begriffen, was ich da eigentlich vorhatte: Max Trommsdorff, 24 Jahre alt, gebürtiger Mittenwalder, ehemaliger Regensburger Domspatz, Träumer, Schulabbrecher, Musiker und Sänger, Bioladenbesitzer und Kreisrat, legt sein Amt nieder, verkauft seinen Laden, steigt aus allen Musikgruppen aus, verlässt seine Freundin und geht allein auf Weltreise. Einfach so. Egal wohin, Hauptsache weg. Wieso tut man sich das an, sich und seinen Liebsten daheim? Irgendetwas in mir wusste, dass ich die Antwort auf diese Frage finden würde.

Nach zweistündigem Marsch erreichte ich den Zirler Berg. Auch dort lief es sich besser als gedacht, die Wege waren entweder geräumt oder der Schnee so festgetrampelt, dass ich nicht mehr einsank. Außer mir keine Menschenseele. Dann der Abstieg ins Inntal: Faszinierend, wie rasant sich das Klima in nur wenigen hundert Höhenmetern ändern kann! Türmte sich der Schnee gerade noch mannshoch, wurde die Schneedecke nun immer dünner, und obwohl ich dadurch deutlich schneller vorankam, begann jetzt der anstrengendste Teil. Es war inzwischen später Nachmittag, und bis auf eine zehnminütige Brotzeit war ich durchmarschiert. Meine Schultern schmerzten mit jedem Schritt mehr. Als ich mich unter einem Baum ausruhen wollte, wäre ich beinahe eingeschlafen. Nur mühsam konnte ich mich aufraffen, meinen Weg fortzusetzen. Ich begann, die Schritte zu zählen. Bei hundert sattelte ich meinen Rucksack um, damit sich die Belastung verteilte. Mal trug ich ihn vor dem Bauch, mal stellte ich die Riemen anders ein. Irgendwann balancierte ich ihn, was für meinen Rücken das Angenehmste war, sogar auf dem Kopf. Es fühlte sich an wie eine halbe Ewigkeit. Ich kämpfte.

Endlich in Innsbruck. Doch auch jetzt ging es noch einmal quer durch die Stadt. Straßenbahn zu fahren schied aus, aufgrund des mangelnden Geldes und wegen der Ehre. Irgendwann erreichte ich die Wohnung meines Bruders Lugi. Ich schleppte mich ins Schlafzimmer und knickte auf dem Fußboden zusammen. Ins Bett schaffte ich es nicht mehr. Mann, war ich fertig!

Lugi hatte ein Konzert mit Stimmbruch und kam erst am nächsten Morgen heim. Stimmbruch, so hieß eine der Musikgruppen, die ich zu Hause zurückgelassen hatte, ein sechsköpfiges A-cappella-Ensemble, das fortan ohne meine Bassstimme sang.

Während seiner Abwesenheit kümmerte sich Lugis Freundin Tina um mich. Sie kochte etwas Leckeres - ich hatte einen Bärenhunger - und backte mir sogar extra einen Laib Brot, der mir drei Tage als Proviant dienen sollte. Ich ahnte noch nicht, wie wichtig das sein sollte, schlief wie ein Stein und ließ mir am nächsten Morgen viel Zeit, um mich von dem gestrigen Gewaltmarsch zu erholen. Lugi kam heim und hatte mir etwas mitgebracht, etwas, das ich zu Hause in Mittenwald vergessen hatte: mein Tagebuch. Ein hübsches, rotbraunes, gebundenes, handliches Schreibbuch. Ich hatte sein Fehlen noch gar nicht bemerkt, wäre für es aber auch den Weg nach Mittenwald zurückgelaufen! Ein Geschenk von Doris, einer meiner treuesten Kundinnen. Als Hobbykalligrafin hatte sie mir auf die erste Seite des Tagebuchs einen Abschiedssegens geschrieben:

*Gott unser Herr über Anfang und Ende
Gestern, heute und morgen
Möge dir auf deiner großen Reise in die Zukunft
stets nahe sein
Sosehr wir dich vermissen werden*

*Genauso wissen wir aber auch
Dass in den neuen Gegenden Gottes
In denen du nun leben und arbeiten wirst
Deine Güte, dein Humor und deine Sprache
willkommen sein werden
Möge der Herr Krankheit und Gewalt von dir fernhalten
Deine Gabe, Feinde in Freunde zu verwandeln, weiterhin
segnen
Und dich in deiner Sanftmut bestärken
Möge er uns noch oft an deine Freundlichkeit
Und deine Geduld erinnern
Und uns allen ein fröhliches Wiedersehen bescheren.*

Richtung Brennerpass

Erst nachmittags verließ ich Lugi und Tina. Jetzt konnte das Abenteuer richtig losgehen. Keine Freunde und Bekannte mehr auf dem Weg, kein Bett, das abends auf mich wartete. Essen hatte ich genug für die nächsten zwei Tage - wie es danach weitergehen sollte? Keine Ahnung. Zumindest im Moment machte ich mir deswegen allerdings keine Sorgen.

»Entschuldigung, wie komm ich denn zum Brenner?«

»Ja wia, zu Fuaß? Des sen fei über dreiß'g Kilometer, des geat si heit nia und nimmer aus!«

Es fiel nicht immer leicht, eine vernünftige Antwort von den Leuten zu bekommen, ohne dass ich erklären musste, dass ich erstens nicht unbedingt heute anzukommen brauchte und zweitens der genaue Weg egal sei, solange die Richtung stimmte.

Als ich irgendwann zu einem verlassenen Gasthof kam, stand fest: Wollte ich heute Nacht ein Dach über dem Kopf haben, musste ich hier mein Glück versuchen. Ich nahm

meinen ganzen Mut zusammen. Betteln war nicht meine Sache, doch mir blieb nichts anderes übrig.

»Ähm, guten Abend, ich hätt eine Frage.«

»Ja bitte?«

Ich hatte gleich ein ungutes Gefühl. Der groß gewachsene Mann hinter dem Tresen sah aus, als ahnte er schon, was kam.

»Ich bin auf Reisen und suche einen Platz zum Schlafen, bloß ... ähm, leider hab ich kein Geld dabei.«

Er überlegte nicht lang.

»Da können wir leider nichts für Sie tun. Wir sind ein Hotel.«

Stille.

»Ich, äh ... ich meine, ich brauche ja gar kein Bett, ich könnte mich auch in die Garage legen, ich hab ja alles dabei, Schlafsack, Isomatte ... «

»Nein, tut mir leid. Das machen wir nicht.«

Ich gab noch nicht auf. Ich war müde, hungrig und wollte alles, nur nicht wieder zurück auf die kalte, dunkle Straße.

»Und ... und wenn ich dafür etwas mithelfe? Ich könnte putzen oder abspülen ... ?«

Er antwortete nichts, sondern sah mich mit einem Blick an, der unmissverständlich sagte, dass es Zeit war zu gehen. Ich hatte verstanden. Halblaut murmelte ich ein »Danke trotzdem«, dann stand ich wieder draußen. Ich atmete tief durch. Ich musste mich jetzt um eine Alternative kümmern, wenn ich bei den eisigen Temperaturen nicht unter freiem Himmel schlafen wollte.

Direkt neben dem Gasthof stand ein weiteres, älteres Gebäude, welches offenbar unbewohnt war, der Schnee um das Haus lag vollkommen unberührt. Es dort versuchen? Nein, dazu fehlte mir der Mut. Einen Steinwurf entfernt befand sich noch eine kleine, alte Scheune. Ich blickte

zurück zum Gasthof. Würden sie mich von dort aus sehen? Bestimmt nicht, dafür war es inzwischen zu dunkel. Also nichts wie hin. Die Tür war nicht abgesperrt, die alten, rostigen Scharniere sträubten sich jedoch, bewegt zu werden.

Das fahle Mondlicht fiel in einen kleinen, mit Gerümpel vollgestellten Raum. Ein modriger Geruch kam mir entgegen. Ich drehte mich noch mal um, blickte in die dunkle Nacht und hielt inne. Klare Sache, etwas Besseres würde ich heute nicht mehr finden. Ich setzte meinen Rucksack ab, kramte meine Taschenlampe hervor und betrat die Hütte. Der Schein der Taschenlampe fiel auf alte Bretter, kaputte Möbel, ausgediente Elektrogeräte und allerhand Müll. Von der Decke herab hingen lange, staubige Spinnweben. Da, eine Tür! Sie musste in ein Nebenzimmer führen. Der Weg dorthin war durch das ganze Gerümpel versperrt, doch soweit man von hier aus sehen konnte, musste das Zimmer größtenteils leer sein. Mein Lichtschein fiel auf etwas Weißes am Boden. Da lag Schnee! Ich lehnte mich so weit es ging nach vorne und leuchtete an die Decke. Das Dach hatte ein Loch, es war zum Teil eingebrochen. Auch sonst befand sich dieser Raum in einem weitaus schlechteren Zustand als der andere. Es lag auf der Hand, was es zu tun gab. Nach einer Weile hatte der ganze Schrott den Platz gewechselt, der erste Raum war leer und der andere voll. Ich fand sogar einen kleinen Reisigbesen, mit dem ich die Spinnweben entfernte und den staubigen Erdboden kehrte. An den zahlreichen Nägeln, die aus den Holzwänden ragten, hing ich meine Sachen auf, in die sauberste Ecke legte ich meine große Plastiktüte - darauf Isomatte, meinen knallroten Biwaksack, Schlafsack und Innenschlafsack.

Jetzt wäre mein Nachtlager richtig gemütlich gewesen, zumindest, wenn es 25 Grad wärmer gewesen wäre. Es gab

viel zu viele Löcher in den Holzwänden, als dass sich die Scheune durch meine Körperwärme hätte erwärmen können. Dick eingemummelt lag ich da, wie eine fette rote Raupe. Noch war mir warm. Im Laufe der Nacht wurde es aber bitterkalt, und trotz der vielen Schichten kroch mir die Kälte in die Knochen.

Als ich am nächsten Morgen die Augen aufschlug, lag neben mir nicht mehr mein Wassersack, sondern ein Eisklotz. Und in meine eisigen Kleider und Schuhe zu steigen, wurde zur Überwindung des Tages.

Es dauerte lange, bis die Kälte der Nacht aus meinen Gliedern wich. Die winterliche Morgensonne war zwar schön anzuschauen, sie wärmte aber kaum. Ich wanderte wie gestern weiter die Straße entlang und hoffte, heute irgendwann den Brenner zu erreichen. Von weitem sah ich die Europabrücke, die das Wipptal in einer Höhe von 190 Metern imposant von einer Seite zur anderen überspannte. Es donnerte im ganzen Tal, wenn ein Lastwagen über die Brücke fuhr. Nach einem mageren Frühstück vor einem geschlossenen Gasthaus versuchte ich mein Glück beim Trampen. Ein junges Pärchen hielt an, sie waren gerade zum Skifahren unterwegs. Es waren nur zehn Minuten Fahrt, doch die Wärme im Auto fühlte sich an wie eine wohltuende heiße Badewanne. Ich bedankte mich bei den beiden und fand einen Fußweg durch die idyllische Winterlandschaft, der geradewegs den Berg hinaufführte. Offensichtlich nicht der schnellste Weg nach Italien, aber vielleicht der Schönste. Ich bekam Lust zu singen. Da fiel mir etwas noch Besseres ein. Ich kramte meine Mundharmonika hervor und fing an zu spielen. Ich war blutiger Anfänger, aber fest entschlossen, das zu ändern. Um meinen Lebensunterhalt in den nächsten Wochen und Monaten mit Straßenmusik zu verdienen, passte eine Mundharmonika einfach zu gut. Ein ideales

Reiseinstrument: klein, handlich, pflegeleicht ... und neben dem Gesang für meine Zuhörer in spe auch eine willkommene musikalische Abwechslung.

Nach einer traumhaften Wanderung erreichte ich auf über 1700 Metern die Wallfahrtskirche Maria Waldrast. Auf der Terrasse des anliegenden Gasthauses genoss ich das Panorama sowie den wärmenden Sonnenschein.

Das Gasthaus war gut besucht, klar - bei dem Wetter! Eigentlich die ideale Gelegenheit. Ich blickte mich um. Hm ... sollte ich wirklich? Ich fragte den Wirt. Er hatte nichts dagegen. Damit gab es keine Ausrede mehr. Also raus mit der Gitarre, zum ersten Mal! Meine kleine, hübsche Wandergitarre, ein Geschenk von meinem Vater, auf ihr hatte er vor vielen Jahren seine ersten Akkorde gelernt. Jahrgang 1947, beide, Gitarre und Paps. Ich stimmte. Stehen oder sitzen? Die ersten Leute drehten sich um. Erstes Lied? *The Boxer*, Simon & Garfunkel, im Stehen.



*»I'm just a poor boy
Though my story's seldom told
...«*



Das Eis war gebrochen. Wie oft hatte ich das Lied mit Lugi gesungen, zweistimmig, oder auch dreistimmig zusammen mit Christoph, unserem ersten Tenor von Stimmbruch. Ganz allein hatte ich es noch nie gesungen, zumindest konnte ich mich nicht mehr daran erinnern. Als die zweite Stimme nicht wie gewohnt einsetzte, fühlte ich mich das erste Mal so richtig einsam. An das Gefühl musste ich mich wohl gewöhnen. Zweite Strophe.

*»When I left my home and my
family
I was no more than a boy ...«*





Erst jetzt merkte ich, wie gut der Text zur Situation passte. Der letzte Akkord verklang, Applaus. Eine Ansage musste her.

»Schönen guten Tag, ich bin der Max aus Mittenwald, das liegt in Oberbayern ... da, so diese Richtung ...«, dabei suchte ich Norden und wedelte in der Luft herum, »und bin grad am Anfang einer längeren Reise, die ich nur mit Musik finanziere ... also, das ist zumindest der Plan.« Ich grinste. »Ich würd jetzt noch ein paar Stücke spielen, wenn's Ihnen nix ausmacht. Wenn doch, sagen Sie einfach Bescheid, dann höre ich auf.« Verhaltener Beifall.

Ich spielte noch drei Lieder, bis mich eine ältere Dame zum Schweigen brachte, indem sie mich auf eine Gulaschsuppe einlud. Von den restlichen Gästen bekam ich 7,20 Euro - mein erstes verdientes Geld! Das hätte auf jeden Fall schon mal für die nächste Mahlzeit gereicht.

Noch sechzehn Kilometer verblieben bis zum Brenner, die ich über eine viel befahrene Straße zurücklegen musste. Den halben Weg hatte ich schon hinter mir, als ein Wagen älteren Semesters seitlich ran fuhr. Endlich! Drinnen saß ein junger und ziemlich netter Kerl aus Stuttgart, unterwegs, um seine Freundin in Bozen zu besuchen. Zehn Minuten später erreichten wir den Brenner. Das erste Land wäre geschafft!

Zeit für die Startbilanz: In Österreich gab es sehr nette und weniger nette Menschen. Schneeketten immer von hinten aufziehen. Einnahmen 7,20 Euro, Ausgaben 0 Euro. Außerdem gab es erste Verluste zu verzeichnen: Meine Zahnbürste und Zahnpasta lagen vermutlich noch in der

Hütte, in der ich die letzte Nacht geschlafen hatte. Und -
wesentlich schmerzhafter - ich musste meine
Mundharmonika irgendwo auf dem Weg verloren haben.
Ein sehr frühes Aus für meine Mundharmonika-Karriere!



Italien



Bozen. Dass die Stadt unter 300 Meter lag, konnte man spüren. Hier ließ es sich sogar ohne Mütze und Handschuhe gut aushalten, und meine Gamaschen fristeten ihr Dasein ab sofort im tiefen Innersten meines Rucksacks – der einzige Schnee, den man noch sah, lag hoch oben auf den Bergen.

Alles sprach für eine erste richtige Straßenmusik-Session. Ein schöner Platz fand sich leicht. Bozen ist reich an kleinen Gassen, gut besuchten Fußgängerzonen und verkehrsberuhigten Marktplätzen. Am Waltherplatz packte ich die Gitarre aus. Das passte, denn der Platz verdankte seinen Namen nicht irgendeinem Walther, sondern Walther

von der Vogelweide, der vielleicht vor 800 Jahren an ebendieser Stelle seine Weisen gezwitschert hatte.

Wie unterschiedlich doch die Menschen reagierten! Die Mimik der Leute zu lesen, wurde für mich zum Fest. Neugierig, ignorierend, manche sahen angestrengt weg, andere lächelten, und ab und zu blieb auch jemand stehen und applaudierte zwischen den Stücken. Warf jemand etwas in meinen Hut, versuchte ich mir gleich ein »Mille grazie« anzugewöhnen.

Nach einer Stunde fiel mir nichts mehr ein. Ich packte zusammen und zählte die Münzen. Knapp achtzehn Euro. Das müsste das ja schon für eine Übernachtung in einer Jugendherberge reichen. Doch das kam erst einmal nicht in Frage. So schnell es ging, wollte ich mir ein finanzielles Notpolster aufbauen, falls ich einmal in Schwierigkeiten geraten sollte. Meine Strategie für heute Nacht war eine andere.

»Entschuldigung, ich suche ein Irish Pub, gibt's so was in Bozen?«

»Jo freilich, sel isch lei da vorn um de Eckn!« War das jetzt Italienisch oder Deutsch?

Fünf Minuten später betrat ich eine gemütliche, etwas verrauchte Kneipe, mit viel dunklem Holz und Guinness-Postern an den Wänden – wie wohl die meisten Irish Pubs auf der Welt. Ich stellte meine Sachen in eine Ecke und setzte mich an die Bar.

Neben mir saß Luigi. Er hatte hier zwei Funktionen: Barkeeper und Stammgast. Ein Wort von meiner Reise genügte, und Luigi hatte schon ein Guinness für mich bestellt. Am Nebentisch saßen zwei Jugendliche, sie fragten mich geradeheraus, ob ich ihnen etwas vorspielen könne. Ich musste nicht lange überlegen. Die Musik wurde ausgemacht, und weil es eines der wenigen Stücke war, dessen Text ich ganz konnte, spielte ich noch mal den

Boxer. Gemeinsam überlegten wir anschließend, wo es irgendeine kostenlose Übernachtungsmöglichkeit für mich gäbe.

»Wie wär's mit dem Jugendzentrum?«, fiel dem Mädchen ein, »die sind doch super nett dort!«

Das Jugendzentrum lag nur zwei Straßen weiter. Es war Freitagabend und proppenvoll. Es dauerte einige Zeit, bis wir uns zum Chef durchgefragt hatten, der auf meine Anfrage mit einem entspannten »Such dir eine Couch aus!« reagierte.

Ich hatte vor, ein paar Tage in Bozen zu verbringen. Wie ich gestern festgestellt hatte, eignete sich die Stadt ideal für meine Straßenmusik. Außerdem wollte ich ja ein paar Brocken Italienisch lernen. Und wo konnte man das besser als in einer Gegend, in der beinahe jeder fließend Deutsch und Italienisch spricht!

Noch zwei weitere Übernachtungen verbrachte ich in Bozen. Die erste im Freien vor einem Benediktinerkloster, ganz zentral in der Stadt. Nachts wurde es kühl, war aber nicht mehr frostig. Wie sich das anfühlte? Klar, in den Augen der Passanten war ich ein Penner. Und ganz frei machen konnte ich mich von dem Gefühl der Minderwertigkeit, den ihre Blicke auslösten, nicht. Noch nicht.

In der zweiten Nacht hatte ich mehr Glück. Diesmal hieß mein Wohltäter Giuseppe. Er warf mir einen Zettel in den Hut, darauf stand: »Call me, we will have a hot tea!« Dazu Adresse und Telefonnummer. Beim Tee blieb es nicht. Giuseppe wohnte zwar in nur einem Zimmer, doch das teilte er gerne. Und noch viel wichtiger: Er hatte eine Dusche. Mit warmem Wasser! Nach den Katzenwäschen am kalten Bozener Bahnhofsklo ein echter Luxus!

Als ich Bozen schließlich den Rücken kehrte, hatte ich achtzig Euro angespart, und nach drei Tagen Pause tat es

gut, wieder etwas Bewegung zu haben. Ich marschierte zwanzig Kilometer bis nach Auer, südlich von Bozen. So recht wusste ich nicht, ob ich in dem kleinen Ort bleiben oder doch weitersollte, und stapfte planlos durch die Straßen. Irgendwann landete ich am Bahnhof. An der Infotafel das Streckennetz der italienischen Bahn. Wohin wollte ich eigentlich? Den ganzen Stiefel runter in den Süden? Nein, ich hatte eine bessere Idee: So schnell wie möglich ans Meer! Und dann mit dem Schiff weiter. Ich fragte am Schalter nach den Preisen. Venedig dreizehn, Genua 26 Euro. Klare Sache! Die Tragweite dieser Preisauskunft ahnte ich dabei noch nicht. Nicht weniger als die Entscheidung, ob in östliche oder in westliche Richtung um den Globus, war damit gefallen. Auf nach Venedig!

Die Berichterstattung zu meinen fünf Tagen in Venedig fällt kurz aus - weil ich meine Aufzeichnungen verloren hatte. Stattdessen will ich die entstandene Lücke nutzen, um aufzulisten, was ich tagein, tagaus so mit mir herumschleppte:

- *Gitarre*
- *Tagebuch*
- *Kamera*
- *Rucksack*
- *Schlafsack*
- *Isomatte*
- *Biwaksack*
- *Kochgeschirr*
- *Besteck*
- *Innenschlafsack*
- *Wassersack*
- *Regenmantel*
- *Gamaschen*
- *Jacke*

- *Fleecejacke*
- *Hut*
- *Sonstige Klamotten*
- *Ein Paar Schuhe*
- *Körperpflegemittel*
- *Reiseapotheke*
- *Taschenmesser*
- *Stirnlampe*
- *Musikalisches*
- *Glücksbringer*
- *Goethes Faust, Der Tragödie erster Teil*
- *Wasseraufbereiter*
- *Sonstiger Kleinkram* (Kerze, Nähzeug, Haushaltsgummis und Sicherheitsnadeln, Plastiktüten und natürlich ein Feuerzeug, einige Passfotos, ein paar Kopien meines Reisepasses, eine Kopie meiner Geburtsurkunde)

Eine gute Freundin meiner Eltern hatte mir noch einen Spezialgürtel mitgegeben, der ein verstecktes Geheimfach enthielt. Nicht sonderlich geräumig, aber groß genug für eine Kopie meines Ausweises und eventuell etwas Papiergeld. Sie sagte, wenn ich mal alles verlieren oder ausgeraubt werden sollte, hätte ich wenigstens das Wichtigste noch bei mir.

Griechenland



Venedig war ein teures Pflaster. Doch mit der Straßenmusik lief es so gut, dass im Geheimversteck meines Gürtels inzwischen eine eiserne Reserve von 100 Euro bunkerten. Darüber hinaus hatte ich mir sogar drei Nächte in einem Hostel und das Ticket für die Fähre nach Griechenland leisten können. Nun saß ich am Boden zwischen den Sitzen der dritten Klasse, wo ich mir einen Schlafplatz eingerichtet hatte. Zwei Tage dauerte die Fahrt über die Adria.

Am späten Nachmittag lief die Fähre in den Hafen von Patras ein, ganz im Norden der Peloponnes. Vor allem wegen seiner Nähe zu Italien ist Patras eine der wichtigsten Hafenstädte Griechenlands. Froh über meine

Entscheidung, schnell in den Süden gezogen zu sein – es war deutlich milder als in Venedig –, schmiedete ich bald wieder Pläne, meine Reise zu Fuß fortzusetzen. Am zweiten Tag nach der Ankunft wollte ich Richtung Osten nach Athen wandern.

Die ersten beiden Nächte verbrachte ich in einem kleinen Park. Gemessen an Lage und Ausblick war es ein Obdachlosenhotel de luxe! Vor einer alten Burgruine gelegen, auf einem Hügel mitten in der Stadt. Wenn die Morgensonne aus dem Meer tauchte, hatte ich die nächtlichen kurzen Nieselschauer bereits vergessen.

Am Vormittag des dritten Tages brach ich auf. Ich hatte keine Karte, sondern wollte sehen, wie weit ich kam, wenn ich mich nur am Stand der Sonne orientierte. Athen lag von Patras aus im Osten, ich musste mich also Richtung Sonnenaufgang halten.

Fast ununterbrochen führte mein Weg bergauf. Oft wanderte ich querfeldein über karge Wiesen. Die Luft roch nach wildem Thymian, und ich fand einige Olivenbäume, an denen noch Oliven hingen. Sie schmeckten sehr bitter, mehr als eine kleine Handvoll konnte ich nicht essen. Von Zeit zu Zeit kam ich an kleinen Höfen vorbei, auf denen Ziegen und Hühner gehalten wurden. Weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Die Höfe wurden zumeist nur von angebundenen Hunden bewacht, die mich empört ankläfften, sodass ich fast Angst bekam. Nach ein paar Stunden fingen meine Schuhe zu drücken an. Ein Wunder war es nicht, schließlich hatte ich seit zwei Wochen keine anderen mehr angehabt. Ich ging also ein paar Kilometer barfuß. Aber dafür war es auf Dauer doch noch etwas zu frisch. Ich ließ den rechten Schuh einfach halb offen und konnte auf diese Weise schmerzfrei weiterwandern.

Das Wetter wechselte gefühlt alle fünfzehn Minuten von Regen zu Sonnenschein, mein Regenmantel hielt mich

dabei weitgehend trocken. Als Schlafplatz wählte ich ein ausgetrocknetes Flussbett, welches windgeschützt genug erschien, um dort ein Lagerfeuer zu entfachen. Auch gab es genug trockenes Feuerholz von abgestorbenen Bäumen rund herum. Ganz in der Nähe fand ich sogar eine kleine Quelle, an der ich meinen Wassersack neu auffüllte.

Bald darauf kochten Nudelwasser und Tomatensauce über dem Feuer. Als ich dann beim Essen in den Sonnenuntergang blickte, fühlte ich mich wie ein einsamer Cowboy in der Prärie.

Müde vom Wandern schlief ich schnell ein. Doch viel zu bald wurde ich wieder geweckt. Von Regentropfen, die mir ins Gesicht fielen. Ich kroch tiefer in den Biwaksack und hoffte, weiterschlafen zu können. Aber ich irrte. Zehn Minuten später goss es, blitzte und donnerte. Wasser drang durch alle Ritzen. Sollte ich mein Nachtlager doch abbrechen? Leider gab es ein noch größeres Problem. Mir war gar nicht gleich klar, wo das Rauschen plötzlich herkam. Erst als es lauter wurde und der untere Teil meines Biwaksacks bereits schwamm, schreckte ich hoch. Von wegen ausgetrocknetes Flussbett! Nichts wie weg hier! Jetzt musste es schnell gehen. Der Boden hatte sich in ein Schlammloch verwandelt; dass alles vollkommen verdreckte, war vollkommen egal. Wichtig nur, so viel wie möglich trocken zu halten. Die Gitarre hatte ich glücklicherweise zuvor schon in Plastiktüten gepackt.

Ich blickte kurz zurück. Dort, wo noch vor kurzem mein Schlafplatz gewesen war, hatte sich jetzt ein reißennder Gebirgsbach gebildet. Ich ging los. Aber wohin? Weiter bergauf oder lieber Abstieg? Da sah ich im Blitzlicht einen Kirchturm, nur zwei, drei Steinwürfe entfernt. Wo kam der denn plötzlich her? Dann, fast unmittelbar darauf der krachende Donnerschlag.

»Eine Bergkapelle«, fuhr mir durch den Kopf. »Wenn ich Glück habe, ist sie sogar offen.«

Ich hatte kein Glück. Es gab nicht einmal ein Vordach zum Unterstellen. Weitergehen war jedoch unmöglich. Noch immer schüttete es, was das Zeug hielt. Ich kauerte mich an eine windgeschützte Mauer, um zu warten, bis das Unwetter vorbeigezogen war. Den Rucksack vor mich gestellt, bildete sich mit meiner Regenjacke so etwas wie ein kleines Zelt, in dem ich mit angewinkelten Beinen gerade so Platz hatte. Bald darauf drehte der Wind und peitschte den Regen gegen die Mauer, an der ich lehnte. Wasser sammelte sich am Boden meines Notzeltes, ich musste in die Hocke gehen, um meinen Hosenboden trocken zu halten.

Dann kam die Kälte. Ich hatte schon alles an, Mütze, Handschuhe und meine beiden Jacken, aber nichts von alledem war noch trocken. Meine Kniegelenke begannen zu schmerzen. Unter dem roten Regenmantel wurde es stickig.

Ich schätzte die Uhrzeit. Wie lange ich vorhin wohl geschlafen hatte? Ein, zwei Stunden? Oder doch länger? Ich sehnte die Morgendämmerung herbei ...

Die Kälte, die ungemütliche Sitzposition - ich hielt es nicht länger aus. Obwohl das Gewitter noch immer nicht nachgelassen hatte, beschloss ich, den Rückweg anzutreten. Es fiel nicht leicht aufzugeben. Doch Weitergehen hatte nun endgültig keinen Sinn mehr. Nicht nur weil ich mich mit Sicherheit in über 600 Metern Höhe befand und es an der Küste zumindest etwas wärmer sein musste, sondern vor allem, weil es ewig gedauert hätte, bis all meine Sachen wieder trocken gewesen wären.